

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1907**

236 (10.10.1907) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 44

Delepinen... 18.-20.-  
...hchste Ma...

...hchste Ma...

...hchste Ma...

...hchste Ma...

...hchste Ma...

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Karlsruhe, Donnerstag den 10. Oktober 1907. 27. Jahrgang.

Durch wessen Hand.

Kriminalroman von Friedrich Thieme. (Nachdr. verb.)

„Ja, Verzeihen Sie die späte Störung. Mein Beruf ist ein rücksichtsloser.“ „Weiß ich, weiß ich, Herr Professor. Bitte, treten Sie näher.“

„Die Herren verbeugten sich leicht gegeneinander, dann geleitete der Künstler die Besucher ins Haus.“

„Wir stehen gern zu Ihren Diensten“, versetzte freundlich der Hausherr, dessen harmloser Sinn nichts Böses ahnte.

„Leiden? Sie schwebt zwischen Leben und Tod“, berichtete in schmerzlichen Töne der Künstler.

„Das tut mir leid“, versetzte unruhig der Professor, indem er einen unentschlossenen Blick nach dem Kommissar entsandte.

„Sie bedürfen keiner Entschuldigung, Herr Professor.“ „So gestatten Sie mir eine Vorbemerkung. Der größte Teil meiner Fragen betrifft Ihre prädele Tochter Isa.“

„Wieviel Personen haben Sie in Ihrem Hause?“ „Warten Sie einmal — ich — meine Frau — meine älteste Tochter Isa — meine Kinder Hugo und Ella — und die beiden Dienstmädchen.“

Tatsache aber ist, daß sich jetzt noch im Jagdschloß Grunewald ein vermaueretes Treppengebäude befindet, und daß alle Hohenzollernfürsten es ablehnten, das Mysterium untersuchen zu lassen.

Aus der Stadt der „Intelligenz“. Dieser Tage kamen zu einem Berliner Geschäftsmann zwei Zigeunerinnen, die eine Kleinigkeit kauften und ihn in eine Unterhaltung verwickelten.

Armer Kolumbus! Die Ruhe des alten Entdeckers von Amerika, dessen Gebeine eine sehr „bewegte“ Vergangenheit haben, wird wieder einmal gestört.

Aus den Wigblättern.

„Wegendorfer Blätter“. Individueller Vorteil. „Wissen Sie, dieser Maler legt Geist in seine Porträts.“

Widerlegt. „Wie ich vernehme, ist der Rat Schöfl amtsmüde.“

Klage. Taschendieb: „Raum hat man sich an die neuen Damentouilleten gewöhnt, wird man erwischt und eingesperrt.“

Einfacher. „Sie kommen aus der Ratskammer?“

Druck von G. & C., Karlsruhe i. B.

fuch. Er öffnete den Brustkorb des Sterbenden und es gelang ihm, die klaffende Herzwunde zu vernähen.

Anthropologisches. Die Amputation von Fingergliedern als Standesabzeichen kommt nach den eben erschienenen Berichten der englischen Inlandsexpedition in Australien besonders im Südwesten des australischen Kontinents vor.

Naturkunde.

Eine Pflanze als Wasserreservoir. Seit dem Jahre 1902 werden in Carnegie — Institut in Washington — Untersuchungen über eine Wüstenpflanze angestellt.

Allerlei.

Die schöne Gieslerin in der Geschichte der Hohenzollernfürsten. Das Jagdschloß Grunewald wird gegenwärtig renoviert. Es ist im Innern vollständig umgebaut.

Wer recht hat, Chronik oder Sage, läßt sich nicht feststellen.

ich nicht in Abrede stellen will, daß meine Frau möglicherweise eine Vereinigung mit dem Bruder ihrer Freundin lieber gesehen hätte wie mit Herrn Born, dessen Armut ihr keine genügenden Garantien für die Zukunft ihrer Tochter zu bieten schien.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Scesaplana.

(Nachr. verb.)

#### 1. Nächtlicher Gang.

Ein für seine Unerfahrenheit ebenso bekannter, wie wegen seiner Bescheidenheit wenig gerühmter Alpinist sagt von der Scesaplana, sie sei ein „Spaziergang mit dem Sonnenschirm“. Ein Herr in einem Berliner Blatt hat geglaubt, ein mehreres tun zu müssen und den Scesaplana-Aufstieg als eine Tour für 10jährige Knaben bezeichnet. Zwei Tage, nachdem ich diese Ansichten gelesen, sah ich in dem Dörfchen am Fuße des Berges, wie sie zwei Herren, alle beide Alpenvereinsmitglieder mit gut genagelten Schuhen, auf kleinen Karren nach Bludenz ins Spital führten. Sie hatten die Scesaplana bestiegen. Acht Tage später wurden ein Mann, eine Frau und ein Knabe mit zerstückelten Gesichtern und Händen nach Brand gebracht. Sie waren auf der Scesaplana von einem Schneesturm überrascht und von zwei Führern gerettet worden. Dieser Berg, der auf der österrösch-schweizerischen Grenze liegt, der höchste Gipfel der Raitikonkette ist und dem nur einige Meter zu 3000 über dem Meer fehlen, wird im Sommer bei schönem Wetter von allen Seiten her täglich von Duzenden Touristen mit und ohne Führer bestiegen. Zumeist geht alles gut, es hat aber schon mancher ein Andenten von ihr mit nach Hause genommen.

Soviel von der Schwierigkeit.

Es gibt aber noch eine andere Scesaplana.

In einem schmalen Alpental liegt ein kleines Dorf. Seine braunen, niederen Häuser sind mit großen Steinen auf den Dächern besäet und ruhen so sicher und wohl in den grünen, vom weißblauen Fluß durchrauschten Matten, als könnte ihnen in der Welt nichts schlimmes passieren. Ueber ein lustiges Ahornwäldchen hinweg sieht man den schönen Talschluß, eine von weißen Gipfeln gekrönte helle Felsenmauer, vor der sich von beiden Seiten sanfte, grüne Hänge herablassen und so dem ersten Hintergrund mehr Anmut verleihen. Weit vorgezogen, mitten in dem Bild, steht wie ein breitpuriger Wächter ein massiger Bergklotz, gerade als ob er den Zutritt zu den Heiligtümern des Hochgebirges grob verwehren wollte. Nur leicht über ihn her blüht lodend das Eis der Scesaplana.

Es war spät am Nachmittag, als ich dem rauschenden Fluß entlang an dem breitpurigen Berggrobrian vorbei und über die welligen Hügelhänge hinauf dem verschlossenen Felsentor zuging. Ein weiches, blaues Abendlicht lag über dem Tal. Wie breite bunte Mischteppiche hing es über die Wiesen herab; so kurz und dicht und blumendurchwirrt stand das Gras der steilen Matten. Der steinige Fußpfad stieg aber, nachdem er sich behaglich durchs Grüne geschlängelt, auf einmal jäh auf, vorüber an großen, von verschwindenden Gletschern geschliffenen und nun einsam hier abgelegten Felsblöcken, auf denen sich einige Krüppelkandeln, so gut es ging, eingerichtet hatten. Dann gings auf schmalem Band dahin. Links stieg eine glatt abgebrochene Felswand an, mit großen roten Flecken auf dem blauen Gestein, als wären oben auf dem Plateau gräßliche Opferfeste gefeiert worden und Ströme Blutes am Felsen herabgelaufen und dort eingetrocknet. Tonschiefer in blauem Kalkschiefer eingeprengt, würde der Geologe sagen. Auf der rechten Seite toste in einer tief eingerissenen Schlucht der weißschäumende Albier in schwarzen Felsenketten. Vom Rand der Schlucht her breiteten moosbewachsene Buchen und knorrige Tannen ein dunkles Blätterdach über den Weg. Ein kühlter, feuchter Erdgeruch voll herber Pflanzendünste erküllte diesen wilden Laubgang. Aber auf einmal trat ich aus dem Dunkel hinaus wie in einen weiten, hellen, heiteren Tempel. Auf allen Seiten rang sich an lichten, perlgrauen, leicht rot und blau durchbänderten Felswänden

den empor, und darüber stand im tiefen Ultramarin die makellose Kuppel des Himmels. Die sanfte Blüt der Abendbeleuchtung nahm dem Fels all seine Härte. Und der ganze Wunderbau schien aus köstlicherem aufgebaut als sprödem Gestein. Wie weiße Girlanden schlangen sich schmale Schneebänder von Gipfel zu Gipfel und aus den schwach leuchtenden Gischalen wallten die weißen Wasserfälle der leise singenden Gletscherbäche nieder.

Ich weiß nicht, wie lange ich staunend dagestanden haben mag, als mich auf einmal der Gedanke überkam, ich sei jetzt Tausende von Meilen entfernt von allen Menschen und hier einmal einsam und allein zu Gaste in einem unsagbar schönen Reich. Nur einmal im Leben, als ich noch ein Kind war und die Sage von Psyche las, wie sie erschreckt, aber neugierig, ängstlich und doch selig im Palaste Amors allein einherging, hat mich Ähnliches erfüllt.

Ruhig wie in einem Traum, aber doch mit einer ungewohnten Klarheit alles erblickend und erfassend, stieg ich den immer wüster werdenden Weg hinauf. Langsam schoben sich die schönen Wände des Tempels zusammen und trostlose, hohe Geröllhalden traten an ihre Stelle. Schroffe Steinflurgen mit häßlichen Gerölltrunsen und scherzigen Graten, die im immer silbriger werdenden Himmel glühien wie weißes Metall, stiegen um mich herum. Da tauchte eine grüne Waldinsel in der Schuttweite auf. Zwischen den erwachsenen Tannen und Lärchen weidete in einem feierlichen, unter dem Dunklen sich ausbreitenden Licht eine hirtelose Herde graubrauner Kühe. Sie umringten mich neugierig und schnauften den Fremdling an. Ich atmete den süßen Duft ihrer schönen Körper und graulte den allernächsten zwischen den Hörnern. Eine aber kam ganz nahe zu mir und legte den braunen Hals mir an die Brust. Ich hob den Arm oben herüber und tat sie auf das braune Fell. Erstaut schauten die andern dieser unerhörten Vertraulichkeit zu. Einen Augenblick lang mußte ich an den Franz von Assisi denken, ging dann aber plötzlich beschämt weiter. Nur seine Ueberschwänglichkeiten! Aber siehe da, mein Kühlein trotzte mir nach und wiegte im Gehen leise den Kopf auf und ab. Ich hielt wieder an und das Tier kam wieder und legte den Hals gegen mich. Es wollte noch einmal getatscht sein, was ich auch tat und habe es dann — wenn man das nicht weiter sagen will — noch auf die weichhaarige, wohlbutende Haut geküßt. Dann ließ mir das Kühlein wieder nach, blieb aber plötzlich an einem Brückchen stehen, das aus dem kleinen Wald heraus über den nun schon recht schmal gewordenen Fluß führte und mußte mir nach einer Weile wie zum Gruß noch einmal nach. Dann sah ich es langsam zu den andern zurückkehren.

Als ich mich umschaute, bemerkte ich, daß ich in einen zweiten Tempel gekommen war. Und doch, das war kein Tempel mehr. Ein düsterer Felsenjurtus, eine wüste Steinhalle mit drohenden, himmelhohen Mauern, aus denen es kein Entrinnen zu geben schien. Aber nur im ersten Augenblick war das Bild so düster. Die Augen gewöhnten sich an das Dämmerlicht und dann standen die Mauern in einem dumpfen Rotviolett da. Das letzte Leuchten des Tages verglühte an den Wänden. Zwischen den großen, runden Felsbrocken am Weg standen Alpenrosen. Aus einem unsichtbaren Nis ganz oben in der Felswand stürzte der Albier heraus und wallte in weißen Flecken über das schwach blinkende Gestein. Aus dem großen Felsentor aber führte ein Gehepfad im steilen Fels nach oben gegen die drohende Felswand ins Ungeheure. Gegen einen schmalen Streifen Abendrot stand noch die dunkle Silhouette einer Zwergbirke. Die Schworgrünen, am Boden kriechenden Aeste der Vogelhöhre streckten sich mir wie hilfesuchende Arme entgegen — und dann kam die Nacht. Die sternlose Nacht im Felsgebirge. Der Weg, der noch auf wenige Schritte voraussehen war, verließ das Reich der letzten Bäume und führte an der senkrechten Felswand vorbei über ein schmales Steinband. Einen Schritt nach links und hinab gehts ins Dunkel des Felsentorers. Ich bin am „Bösen Tritt“.

Bis hierher war mein Inneres froh und ruhig gewesen und wie von unsichtbarer Sicherheit umgeben war ich langsam aufgestiegen. Aber das eine Wort: „Der böse Tritt“, wurde zu einem Nis in meiner Seele, durch den nun alle

Mächte des Dunkels sich hineinzwängten. Ich wußte genau, daß es nicht im geringsten gefährlich war, wenn ich nur ruhig den Weg vor mich hin ginge. Ich kannte ihn. Ich wußte, daß Eisengeländer an den allersteilsten Abstürzen angebracht waren. Es half alles nichts. Schwarz senkte es sich auf mich herab, das sanfte Rauschen des Albier wurde unheimlich drohend, und immer wieder mußte ich mir vorstellen, wie tief das Wasser über die Felswand hinabstürzte. Immer aufdringlicher wurde die Idee, es könne sich da oben vielleicht ein Felsblock lösen. Schritt für Schritt ging ich ruhig vor mich hin, aber im Innern waren die Dämonen der Finsternisse, die Furcht und der Schrecken daran, sich loszureißen. Ich heuchelte mir Gleichgültigkeit vor und pffiff die Melodie eines Schnaderhüpferls. Es half ein wenig, aber nicht viel. Dann suchte ich mit den Augen Vergorformen zu erkennen und einzelne Steine zu unterscheiden, aber alles zerfloß in ein formloses Dunkel, das ich fast zu fühlen und zu greifen meinte. Da war auf einmal etwas Weiðes im Weg. Wohl ein alter Schneefleck, dachte ich. Nachlässig hieb ich mit dem Eispickel auf die weiße runde Fläche. Vielleicht wars auch Eis. Aber unter dem Schlag des Pickels sprühte ein reiches, rotes Funkenbüfett auf. Ich hatte auf einen weißen Kalfbroden geschlagen. Der feurige Sprühregen aber war mir auch ins Herz gefahren und hatte dort alles schleichende und griechende Nachtgewürm vertrieben. Ich schlug noch ein paar Mal zu und freute mich unendlich des unerwarteten Feuerwerks. Nach einigen Schritten stand ich oben auf der Fochhöhe, wo mich ein schwacher, aber eisiger Wind empfing. Drunten aber im Schoße der starren Steinwände lag der Limmersee und in seinem dunkeln Spiegel glänzte der Widerschein eines großen Sternes.

Da war ich wieder ganz beieinander.

Nach einem kurzen, leichten Gehen hörte ich Hundegelbell und lauten Männergesang aus nicht mehr ganz reinen Rehlen. In einigen Minuten stand ich in der Stube der über dem See liegenden Hütte im rauschigen Trubel eines bergfahrenden Gesangsvereins. Eine Portion heißer Erbskonferbensuppe tat wohl und bald lag ich in einem Bett, das Zimmer mit drei Unbekannten teilend, von denen ich während des vierstündigen Zusammenseins nur soviel erfahren habe, daß sie alle drei sich eines guten, wenn auch nicht geräuschlosen Schlafes erfreuten. Von draußen aber schlug der Hammer an dem kleinen Quellenwerk den Takt zu der nächtlichen Musik.

A. J e n d r i c h.

### Aus allen Gebieten.

#### Kunst und Wissenschaft.

Von der Kunst der Schriftstellerei. So überschreibt Neumann, der zwar ein problematischer Politiker, aber ein glänzender Stilist ist, einen kurzen Aufsatz in der „Silber“ dem wir die folgenden wertvollen Sätze entnehmen: Ein Schriftsteller muß eine natürliche Begabung zu seiner Kunst haben. Das Vorhandensein dieser Begabung ist oft noch schwerer zu erkennen, als etwa die Begabung für Musik und Malerei. Es gibt zwar Fälle, wo schon Kinder eine merkwürdige Kraft des Ausdrucks besitzen, aber nicht immer bleibt diese Kraft erhalten, wenn die gleichmachende Wirkung des schulförmigen Lernens hinzutritt. Durch die Schule wird oft das eigentliche Persönliche am Ausdruck den Kindern so sehr abgewöhnt, daß es sich später nicht wieder einfindet. Vielleicht läßt sich die Sache so ausdrücken: Wer am Schlusse seines Schullebens noch eigene Kraft im Gebrauch der Muttersprache besitzt, der kann es versuchen, ein Schriftsteller zu werden. — Der Schriftsteller muß Sinn haben für das einzelne Wort. Das ist seine Materialkunde. Es ist dazu nicht nötig, Germanistik als Fach zu studieren, aber etwas Vorgeschichte muß doch getrieben werden. Aibelungenlied lesen! Volksdialekte hören und leben! Freiz Neuter als Sprachquelle! Man übersehe einmal einige Seiten Neuter schriftlich ins Hochdeutsche, um den ganzen Unterschied zu merken! Das Merken der kleinen Unterschiede ist hier wie sonst der Anfang der Kunst. — Schreiben und Sprechen müssen möglich gleichmäßig ausgebildet werden, wenn die Schriftstellerei lebendig bleiben soll. Es ist zweifelloß ein Unterschied zwischen Schrift und Rede; aber die Schrift darf nie vergessen — daß sie

geoffene Rede ist. Man muß jeden Aussatz, der auf schriftstellerische Kunst Anspruch erhebt, vorlesen können. Sobald dort das Gefühl eintritt, daß das laute Lesen unmöglich ist, schiebt etwas am Sprachton.

Der Kampf gegen die Fremdwörter ist keineswegs bloß eine Spielerei, sondern ein beständiges Hinabsteigen in die Tiefen der Sprachentstehung. Man kann fast alles verdeutschen, ohne in Parateien zu verfallen. Insbesondere für die schriftstellerischen Entwicklungsjahre gibt es gar nichts Besseres als den selbstwählten Zwang, kein Fremdwort ohne Nachprüfung durchzulassen. — Es empfiehlt sich, von Zeit zu Zeit eine Arbeit daraufhin durchzugehen, welche Worte zu gebrauchen; es ist aber sehr gefährlich, seine Schriftstellerei mit Schnörkeln und Blumen zu beginnen. Das Bewußtsein dafür, was Konstruktions und was Dekoration ist, darf nicht verloren gehen. — Jede einzelne Arbeit hat ihren eigenen Ton, wie jedes Musikstück seine eigenen Vorzeichen hat. Es gibt Schriftsteller, die immer mit denselben Vorzeichen arbeiten, immer süß und weich oder immer lechhaft, oder immer sprunghaft. Das kann darin begründet sein, daß ihre ganze Seele überhaupt nur diesen einen Ton besitzt, aber es kann auch schlechte Gewohnheit sein. Im letzteren Falle sollen sie sich gelegentlich zwingen, eine ihnen ferner liegende Tonart zu verwenden, um wenigstens die Probe zu machen, ob sie sich ausweiten können. Hierbei sind Uebersetzungen aus fremden Sprachen ein gutes Erziehungsmittel. Es ist nicht zulässig, daß fast alle großen Schriftsteller gelegentlich als Uebersetzer gearbeitet haben.

#### Statistisches.

Welche ist die alleinigmachende Religion? Die Einwohnerzahl der Erde, die nach einem Blaubeuch der amerikanischen Mission auf 1583 Millionen Menschen angegeben wird, umfaßt derselben Quelle zufolge 558 862 000 Christen, nämlich 166 067 500 Protestanten, 272 638 500 Römisch-Katholische und 120 157 000 Griechisch-Katholische, hierin auch die alten orientalischen Kirchengemeinschaften inbegriffen. Ferner werden angegeben 11 222 000 Juden, 217 630 000 Mohammedaner, 137 935 000 Buddhisten, 209 659 000 Hindus. Zur Lehre des Konfucius bekennen sich 231 816 000 Menschen, 24 900 000 sind Schintoisten und 517 000 000 Fetischanbieter, Animisten, ungeachtet der nach Hunderten oder Tausenden zählenden „Setten“ innerhalb der einzelnen Religionen.

Die verkehrsreichsten deutschen Häfen sind nach dem Jahrbuch für Deutschlands Seecorrespondenz die Häfen von 26 deutschen Städten, von denen 11 an der Nordsee, 12 an der Ostsee und 3 am Rhein liegen. Allen andern weit voren steht Hamburg, aus dessen Häfen im Jahre 1905 13 758 Schiffe mit 10,3 Mill. Tonnengehalt abgingen. Im zweitgrößten Hafen, Bremerhaven, sinkt die Ziffer der im genannten Jahr abgegangenen Schiffe schon auf 2071 mit 1,88 Millionen Tonnen, an dritter Stelle kommt Stettin mit 1,6 Millionen Tonnen. Der größte Binnenhafen ist Köln mit rund hunderttausend Tonnen Gesamtinhalt der von dort abgegangenen Schiffe.

Eine Londoner Brandstatistik vom Jahre 1906 ist von der Munizipalverwaltung der Miesenhadt veröffentlicht worden. Daran haben im vergangenen Jahre in London 3843 Feuerbrünste stattgefunden. Interessant ist dabei die Verteilung auf die verschiedenen Ursachen. Die meisten Brände, nämlich 816, sind durch umgefallene Kerzen entstanden, bei 275 haben wandernde Funken aus den Kaminen das Feuer zum Entstehen gebracht. In 40 von diesen 275 Fällen kamen die Funken aus vorüberfahrenden Lokomotiven. 243 Mal war das sogenannte „Zündeln“ der Kinder Entzündungsursache. Die Elektrizität und das Gas waren gleichfalls stark beteiligt. Hundertmal waren es Kurzschlüsse und 112 Mal Gasentweichungen, welche zu einem Brand führten. Auffallend gering sind die Brandstiftungen durch weggeworfene Zigarren oder Zigaretten. Nämlich nur in 15 Fällen. Das ist wohl darauf zurückzuführen, daß der starkrauchende Engländer die mehr feuerichere Pfeife der Zigarre und der Zigarette vorzieht.

#### Medizinisches.

Ein sensationeller Operationserfolg kam im Krankenhaus in Mährisch-Osttau vor. Dieser Tage wurde der Stallburse Gampfl überfallen und durch einen Stich ins Herz tödlich verletzt. Gampfl wurde in sterbendem Zustande in das städtische Krankenhaus transportiert. Er hatte das Bewußtsein verloren und auch der Puls war bereits zum Stillstand gekommen. Angesichts dieses hoffnungslosen Zustandes entschloß sich der Leiter des Osttrauer Spitals, Dr. Neugebauer, zu einem kühnen Ver-